

Nachdruck verboten.

Warum haben wir den Krieg verloren?

Mit unerbittlicher Energie beherrschte das Naturgesetz der Expansion das Staaten- und Völkerleben. Die Elementarkraft, die diesem Gesetze Geltung schafft, ist die Politik, ihre fürchterlichste Erscheinungsform ist der Krieg. Alle Geschichte ist innerhalb letzten Grades die Darstellung von Menschenkämpfen um Landgewinn: Landeroberung, Landnahme, Landverdrängung. Vergänglich war bisher das Bemühen edler Geister, den Krieg als Element der Zerstörung im Kampfe ums Dasein auszuscheiden. Der Mensch steht keinem Ausbrüche heute ebenbürtig nachlos gegenüber wie je.

Niemals sind diese Wahrheiten einem Geschlechte offenkundiger geworden als dem unjünglichen und Sorge erfüllten der Welt vor dem expansiven Erstreben aller, durch Nachfrage halbwegs friedlicher Entwicklung getragenen und deshalb mächtig über ihre Grenzen hinausstreben den Völker und Staaten. Der Pazifismus mühte sich ab Dämme zu bauen, die aber sofort zusammenstürzten, als die Lat eines jugendlichen Franzosen die beschränkte Explosion herbeiführte. Nun aber, da der fürchterliche Krieg zu Ende ist, erhebt sich bei uns aus aller Mund die düstere Frage: Warum haben wir den Krieg verloren? Warum sind gerade wir die Opfer der Expansionsbeirebungen anderer geworden? Nur dem Exporiter, nicht dem Politiker, steht es zu, diese Frage zu beantworten. Denn nur der Geisteslichtschreiber vermag durch vorurteilsfreie Forschung die Wahrheit zu ergründen.

Das Zeitalter des Imperialismus nennt Dr. Heinrich Friedjung in seiner „Weltgeschichte“ das Zeitalter des Imperialismus. Das Zeitalter des Imperialismus ist das Zeitalter der Weltkriege. Die Weltkriege sind die Weltkriege des Imperialismus. Die Weltkriege sind die Weltkriege des Imperialismus. Die Weltkriege sind die Weltkriege des Imperialismus.

seinem kirchlich ererbtenen Werte die letzten 30 Jahre Menschheitsgeschichte vor dem Weltkriege. In einer Reihe zusammenhängender, aber doch einzeln in sich abgeschlossener Kapitel schildert er die Ergebnisse in allen Staaten der Welt, die Kämpfe aller Völker, ja aller Rassen der bemohnten Erde. Er zeigt die Zersplitterung, die in der Zwischenzeit alle durch das allgemeine expandierende Streben fortgerissen zum „Imperialismus“ werden, dem Herrschertum über andere. In dem Mittelpunkte dieser Darstellung der letzten dreißig Jahre Weltgeschichte steht die Entwicklung des deutsch-englischen Gegensatzes. Wie ein unabwendbares Drama steigt er insolge der erhaltenden deutsch-englischen Beziehungen in der Ära Kaiser Wilhelm II. gegen den Willen der jeweiligen Leiter der deutschen Politik, nur eine Folge der unzulänglichen ihrer Staatskunst. Friedensgefährlich empfand. Die arbeitsame Kraftentfaltung Deutschlands hat der englischen Leiter jenseits des Ärmels mit Unabgaben erfüllt.

Auf dem Gebiete des Handels und der Schiffahrt hat sich der immer noch tiefer abwärts englischer und deutscher Weltpolitik verflüchtigt. Staatliche Differenzen machen die Londoner Eiseisbahn und erregen die Nungos, aber staatliche Differenzen, wenn sie auch noch sind, unauflöslich wie durch Dr. Friedjung gruppiert sind, können höchstens die Volkstimmung beeinflussen, nicht die Politik der Staatsangelegenheiten. Dort weiß man, daß England, wie Deutschland die beste und wichtigste Kundschafft des anderen ist. Darum hat ja auch Arthur Schopenhauer die Kriegsgeschichte an der Themse mit den Worten abgewiesen: „Es gibt Lügen, verfluchte Lügen und — die Statistik!“ Der deutsch-englische Gegensatz mußte nicht zum Kriege führen. Daß er sich entwickelte, war lediglich die Verhängnisvolle Folge der diplomatischen Unzulänglichkeit der Engländer nach dem Nürstern Bismarck in der Wilhelmstraße. Die politische Lage zu Beginn der Revolutionsjahre hatte eine gewisse Ähnlichkeit mit

der Lage zu Ende des 18. Jahrhunderts, als der Abbe von Calcebrand in seinen Memoiren von dem damals bestehenden, zum Kriege führenden englisch-französischen Gegensatz schrieb: „Mit der Zeit hätte jede der beiden Nationen sich von der Natur ihr zugewiesenen Bedingungen der Produktion anbequem und als letztes Resultat hätte das Prinzip der Handelsfreiheit gestiftet. Die Vorurteile bestimmten es anders.“ Auch der von Dr. Friedjung angeführte Brief des Fürsten Bismarck an den amerikanischen Schriftsteller, „daß er keine Mittel sehe, den englisch-deutschen Gegensatz zu beseitigen“, besagt nicht, daß dieser Gegensatz auch zum Kriege hätte führen müssen. Hat doch Fürst Bismarck selbst in seiner laum vier Jahre früher gehaltenen Rede vom 24. Mai 1889 der deutschen Politik die Richtlinien vorgeschrieben, nach welcher sie die deutsch-englischen Beziehungen gestalten sollte: „Ich wünsche die Fühlung, die wir mit England seit 25 Jahren hatten, festzuhalten auch in den kolonialen Fragen. Und wenn mir nachgewiesen würde, daß wir die verlieren, so würde ich vorzüglich werden und den Verlust zu verhindern suchen.“ Gegen diesen gar nicht übersehenden Begreiften für die große deutsche Politik hat Bismarcks Epigone Fürst Otto von Bismarck verstoßen. Und damit steht man vor der Beantwortung der Schicksalsfrage Deutschlands und Deserreich-Ungarns: Warum sie den Krieg verloren haben.

Im Dezember 1889 war's, als Joe Chamberlain dem wiederholten Einblinden anbot. Zweimal wiederholten die Engländer bis zum Jahre 1901 ihre Offerte. Aber Fürst Bismarck weigerte die Annahme. Er wollte weder von Russland noch von England das Deutsche Reich zum Sturmbod benützen lassen. Er wollte Weltpolitik ohne Weltkrieg machen. Das war gewiß ideal, aber nicht politisch gebacht. Das von Deutschland ausgeschlagene Bündnis wurde bald darauf den Engländern von Japan angeboten. Und als

England akzeptierte, zeigte sich sofort die Folgen des Bismarck'schen Staatsrechters. Die ostasiatischen Kolonien Deutschlands gingen von nun an in der Luft. Frankreich begründete seinen Großkrieg gegen Ägypten und Ostafrika und verhängte sich mit England. Im Schlepptau des Pariser Kabinetts landete schließlich auch die russische Politik an der Themse. Schon im Jahre 1904 wurde die Berliner Staatskanzlei peinlich überrascht, als England, der gewohlene „traditionelle Bundesgenosse“, in der Wilhelmstraße mitteilte, daß es in einem deutsch-japanischen Kriege nicht neutral bleiben könne.

Auch im Dreibunde selbst machte sich der Bismarck'sche Wille noch im selben Jahre fühlbar. Nur gezwungen war Italien seinerzeit Verbündeter Deserreich-Ungarns geworden. In Gostern, wo der italienische Staatsmann Crispi den Fürsten Bismarck zum erstenmal begrüßte, sonderete er diesen zuerst wegen eines Offensivbündnisses gegen Deserreich-Ungarn. „Ihnen gefällt dieses seltene Land“, haite der Italiener seinen eigenen Memoiren nachgesprochen. „Sie sind ja so gern und jedes Jahr hier. Ich nehme das als Zeichen, daß diese Dinge die Grenze zwischen Italien und Deutschland sein sollen.“ In dem Augenblicke, da die traditionellen Beziehungen Deutschlands und Englands erloschen, wurde auch Italien für die Zentralmächte unverlässlich. Schon im nächsten Jahre verhängte es sich heimlich mit Frankreich. Zwar meinte Fürst Bismarck, daß er wegen dieser „Extrator“ keinen „roten Kopf“ bekomme und das deutsche Parlament klassische ihm Beifall, trotzdem seine Phrasen im schroffen Widerspruch mit den ihm bekannten Tatsachen stand. Die deutsche Politik war von nun an gestiegen, Italien durch Drohungen, Verprechungen und Konfessionen aus der — Tasche des Habsburgerreiches wenigstens formell im Dreibund zu erhalten. Eine total falsche, für die österreichisch-ungarischen Interessen vürliche Politik! Kein Wunder, daß Fürst Bismarck in Wiener Regierungskreisen gar bald bitter

*) Heinrich Friedjung: Das Zeitalter des Imperialismus. 1884-1914. I. Band. 1.-80. Tausend. Neudruck und Nachdruck. Berlin 1912.